

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Eine Woche noch bis Weihnachten. Doch bei Familie Woods kommt keine rechte Weihnachtsstimmung auf. Ihre kleine Tochter Emily ist sehr krank, beide Eltern sind gestresst, die Mutter verliert auch noch ihren Job, da sie sich um Emilys Pflege kümmern muss. Das Allerletzte, wonach ihnen der Sinn steht, ist ein kleiner Hund. Schließlich haben sie überhaupt keine Zeit, sich um einen Welpen zu kümmern. Und die herrische Katze Martha würde einen Hund an ihrer Seite sicher nicht dulden.

Aber als der kleine Sammy entkräftet und frierend vor dem Cottage der Woods sitzt, nehmen sie ihn auf in der Hoffnung, bald den Besitzer zu finden. Der kleine Welpen weiß jedoch, dass er und Emily eine ganz besondere Verbindung zueinander haben und dass er es schaffen kann, ihr durch diese schwere Zeit ihrer Krankheit zu helfen. Wenn er es bloß beweisen könnte ... Vielleicht dürfte er dann bei der Familie seiner Träume bleiben!

Ein wunderschöner Roman für die ganze Familie – ob mit oder ohne Hund.

*Daisy Bell* liebt es, Gingerbread und Mince Pies zu backen und den Weihnachtsbaum zu schmücken. Aber das Einpacken der Geschenke hebt sie sich immer bis ganz zum Schluss auf. Sie lebt mit ihrem Mann, zwei Kindern und einem Hamster im Süden Londons.

*Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

DAISY BELL

Die  
Winterüberraschung

Roman

Aus dem Englischen  
von Alice Jakubeit

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, November 2017

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»The Christmas Guest«  
bei Quercus, Hachette UK Company, London.  
© 2016 Daisy Bell

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-29958-4

# Prolog

»Ich will nach Hause.«

Na bitte, ich habe es endlich gesagt. Nur kann mich hier niemand hören. Ich habe schon ewig keinen Menschen mehr gesehen, geschweige denn einen anderen Hund. In den letzten paar Stunden habe ich so getan, als wäre nichts, aber allmählich fürchte ich, dass mein genialer Plan doch nicht so genial ist. Er könnte sogar das Dümme sein, was ich je getan habe – und ich habe in meinen zwei kurzen Monaten auf dieser Erde schon einiges angestellt.

Als ich heute Morgen so übermütig davonlief, um die Welt zu erkunden, glaubte ich, das würde ein aufregendes Abenteuer werden, und am Anfang *hat* es ja auch Spaß gemacht. Na gut, es gab ein paar heikle Augenblicke, zum Beispiel als ich dieser breiten Straße mit dem furchterregenden Verkehrslärm ein bisschen zu nahe kam oder als ich mich unter einem Zaun durchquetschte, um mich mit

diesen riesigen Tieren mit den schauerlichen Hörnern anzufreunden, und sie mich fast zertrampelt hätten.

Aber frei zu sein, um nach Herzenslust durch die Gegend zu rennen, nachdem ich fast mein ganzes junges Leben lang eingesperrt gewesen war – ich war außer mir vor Freude. Und dann die *Gerüche!* Kaum hatte ich den einen himmlischen Duft aufgeschnappt, da witterte meine Nase schon die nächste verlockende Spur und führte mich im Zickzack durch die Gegend, während mein Schwanz so heftig wedelte, dass es mich fast von den Pfoten geschleudert hätte. Ja, in diesen ersten berausenden Minuten, in denen mein Herz wild klopfte angesichts der grenzenlosen Möglichkeiten, die meine neue Freiheit versprach, war ich glücklicher und fühlte mich lebendiger als je zuvor.

Doch jetzt zittern mir vor Müdigkeit die Beine, mir ist kalt, mein leerer Magen krampft sich schmerzhaft zusammen – und mein Herz noch schlimmer. Die Welt hat sich als viel größer und beängstigender erwiesen, als ich je gedacht hätte, und ich erkenne immer deutlicher, wie wenig ich doch darüber weiß. Wie finde ich etwas zu fressen, wenn es mir nicht in einem Napf hingestellt wird? Wo soll ich heute Nacht schlafen? Und wie fängt man es eigentlich an, sich eine neue Familie zu suchen? Ja, ich fürchte, meine Flucht erweist sich wirklich als Riesendummheit, aber Mum hat ja schon immer gesagt, dass mein Riecher für Abenteuer mich noch in Schwierigkeiten bringen würde.

Ich laufe jetzt bereits eine ganze Weile auf diesem

schmalen verschlungenen Weg zwischen den hohen Hecken, weil ich hoffe, dass er mich irgendwohin führt, wo es freundliche Menschen gibt. Aber es wird langsam dunkel, und ich muss einen Unterschlupf für die Nacht finden. Es ist sehr kalt, und die Vorstellung, im Freien zu schlafen, ganz allein, macht mir Angst. Ich weiß nicht, wo ich bin, doch die Gegend hier mit den vielen Bäumen und dem Gras und der endlosen Weite und der tiefen Stille ist ganz anders als die große Stadt, in der ich vorher gelebt habe. Dort war es niemals still, nicht einmal mitten in der Nacht, wenn die meisten Menschen schlafen. Diese Gegend muss das »Land« sein, jedenfalls hat es Veronica heute Morgen, als sie mich ins Auto gepackt hat, so genannt.

»Wir verbringen Weihnachten bei meinen Eltern auf dem Land«, sagte sie und schob mich in die schmale Lücke zwischen den ganzen Koffern. »Also zeig dich von deiner besten Seite, Mr Snuffles.«

Ähm, ja, ich fürchte, das ist der Name, den sie mir gegeben hat: Mr Snuffles. Ich *weiß*. Sogar ihr Mann Richard hielt das für keine gute Idee.

»Er ist ein weißer Golden Retriever, Veronica. Er wird einmal ein richtig großer Hund sein. Du kannst ihn nicht Mr Snuffles nennen, das ist nicht fair. Das ist viel zu niedlich.« Aber Veronica wollte diesen Namen – und wie ich bald herausfand, bekam Veronica immer, was sie wollte.

In der Ferne ertönt das bedrohliche Getöse, an dem man

erkennt, dass ein Auto angebraust kommt. Jetzt weiß ich, dass ich aus dem Weg springen muss, weil es vorhin nämlich fast schiefgegangen wäre: Hinterher zitterte ich am ganzen Körper, und mein sonst so strahlend weißes Fell triefte von dem schlammigen Wasser, das es in viel weniger beeindruckende schmutzig braune Zotteln verwandelt hat. Diesmal ducke ich mich unter die Hecke, während das Auto vorbeisaust; die Lichter blenden mich kurz. Noch nachdem die Gefahr vorüber ist, zittere ich und bleibe erst einmal, wo ich bin, bevor ich mich wieder hinaus in die Welt wage. *Na komm, Hündchen, sei tapfer ...*

Da höre ich im Gestrüpp in der Nähe plötzlich ein Geräusch und wittere irgendetwas Unwiderstehliches. Erschöpft, wie ich bin, schlängele ich mich unter der Hecke durch und folge meiner zuckenden Nase. Auf der anderen Seite ist noch eine große Grasfläche, aber diesmal gibt es zu meiner großen Freude Anzeichen von menschlichem Leben: Wege, Blumenbeete, einen Spielplatz und in der Ferne ein paar Häuser. Sie stehen längst nicht so dicht zusammen wie in der großen Stadt, aus der ich komme, aber wo Menschen sind, gibt es auch etwas zu fressen und vielleicht sogar einen Unterschlupf. Und dann – juchhu! – entdecke ich in der schnell hereinbrechenden Dunkelheit einen anderen Hund in Begleitung seines Menschen. Aufgeregt belle ich ein paarmal zur Begrüßung, und gleich darauf kommt der andere Hund mit einem Ball im Maul zu mir gesprungen.

Er ist ein Welsh Terrier, nur ungefähr so groß wie ich, obwohl er ausgewachsen ist. Den Ball lässt er vor sich auf den Boden fallen.

»Hey, Kleiner, hast du dich verlaufen?«

Ich weiß nicht recht, was ich darauf antworten soll. »Ich erlebe ein Abenteuer«, erwidere ich schließlich so großspurig, wie ich kann. »Ich erkunde die Welt.«

»Aber wo sind deine Menschen?«

»Ich ... ich bin ihnen weggelaufen.« Als ich es ausspreche, möchte ich am liebsten winseln über meine eigene Dummheit. Ich setze mich hin und versuche, stark zu sein, versuche, mich zusammenzureißen. »Wir waren im Auto und sind aufs Land gefahren, verstehst du, und dann haben meine Menschen angehalten und mich rausgelassen, und ich bin einfach ... immer weitergerannt.«

Der Terrier legt den Kopf schräg und sieht mich fragend an. »Aber warum? Haben sie dich misshandelt?«

»Nein, aber ...« Ich denke zurück an die Wochen, die ich mit Veronica und Richard verbracht habe: an das üppig gepolsterte Bett, das sie mir zum Schlafen gaben, an die Näpfe voller Welpenfutter, an die Kleider, die Veronica mir anziehen wollte (vergeblich), zum Beispiel eine leuchtend rosa Jacke, die am Bauch viel zu eng war und schrecklich juckte; immerhin hat es Spaß gemacht, die kleinen goldenen Knöpfe daran abzukauen. Am Anfang wurde auch noch geschmust: Sie hörte gar nicht mehr auf, mich zu streicheln und zu küssen, und da fühlte ich mich langsam

wieder geliebt und behütet, obwohl ich meine Mutter und meine Geschwister immer noch furchtbar vermisste. Aber dann ging alles irgendwie schrecklich schief.

Der Terrier wird von seinem Menschen gerufen. »Hopp-la, tut mir leid, muss los«, sagt er, bevor ich weitererzählen kann. »Viel Glück bei deinem Abenteuer, Kleiner. Pass auf dich auf, die Nacht wird kalt.« Und dann nimmt er seinen Ball und ist so schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war.

Ganz kurz erwäge ich, ihm hinterherzujagen und ihn zu fragen, ob ich mit zu ihm nach Hause gehen oder wenigstens eine Weile mit ihm spielen kann, aber er ist schon ziemlich weit weg, und ich bin zu erschöpft, um ihn einzuholen. Ich lasse mich zu Boden sinken, lege den Kopf auf die Pfoten und versuche, nicht zu weinen. Ich will nur noch nach Hause! Aber wo *ist* mein Zuhause? Ich fürchte, ich habe keines mehr. Und als mir das klarwird, stockt mir das Herz.

Es weht ein bitterkalter Wind, und mein Fell ist noch immer feucht von vorhin, als der Wagen mich nassgespritzt hat. Wenn ich die Nacht schon draußen verbringen muss, sollte ich mir wirklich einen Unterschlupf suchen, sonst erfriere ich. Also rappele ich mich hoch und trotte auf die Häuser zu. Ich glaube nicht, dass es Menschenhäuser sind – sie sind zu klein, und nirgendwo brennt Licht –, aber hoffentlich kann ich trotzdem irgendwo unterkriechen und mich aufwärmen. Jetzt ist niemand mehr in der Nähe,

aber im Gestrüpp höre ich es hin und wieder rascheln, und aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich unter den Bäumen etwas bewegt. Normalerweise würde ich mir das sofort näher ansehen, aber allein im Dunkeln komme ich mir plötzlich ziemlich verletztlich vor, deshalb bleibe ich auf dem Weg und laufe schneller. Irgendwann fällt mir auf, dass mein Schatten immer noch neben mir hertrötet, obwohl es mittlerweile völlig dunkel ist. Als ich nach oben sehe, entdecke ich einen strahlend hellen Vollmond. Ich bleibe stehen und betrachte das vertraute Silbergesicht, das ich schon so oft durch Veronicas Fenster bewundert habe. Da merke ich, dass ich mich nicht mehr ganz so einsam fühle, und fasse neuen Mut.

Während ich so in den Himmel schaue, schweben mit einem Mal weiße Glitzerteilchen herunter wie winzige Stückchen vom Mond. Zuerst sind es nur ganz wenige, aber dann werden es immer mehr, bis die Luft voll davon ist wie neulich mit den weißen Federn, die in den dicken Kissen in meinem Bett gesteckt hatten – und nicht einmal die Erinnerung an Veronicas wütendes Schimpfen über *diese* Sache kann mir den zauberhaften Augenblick verderben. Wie gebannt beobachte ich eine der Mondflocken, die träge auf meine Nase zuschwebt ... Huch, das kitzelt! Ich schüttelte den Kopf und muss so heftig niesen, dass es mich von den Pfoten wirft. Brrrr, das Zeug ist aber kalt! Ich muss *wirklich* irgendwo Unterschlupf finden ...

Vor einer Hecke ganz in der Nähe entdecke ich eine

Bank. Ich gebe den Plan, die Häuser in der Ferne zu erreichen, auf, beschließe, dass es im Dunkeln unter der Bank kuschelig genug für einen kleinen Welpen ist, krabbele darunter und werde zu meiner großen Freude mit dem Rest eines Schinken-Sandwichs belohnt. Es ist ein bisschen staubig und reicht nur für einen Bissen, aber in meiner Lage schmeckt es einfach himmlisch.

Dann rolle ich mich zusammen, sehe nach draußen und beobachte, wie das zauberhafte weiße Zeug durch die Luft wirbelt und purzelt, und als ich die Pfoten unter den Bauch ziehe, damit sie wieder warm werden, überkommt mich eine übermächtige Erinnerung an das Kuscheln mit meiner Mutter. Allein der Gedanke an sie weckt ein wohliges Gefühl von Wärme, Glück und Geborgenheit, das Gefühl, zu Hause zu sein und aufrichtig geliebt zu werden. Ob ich das jemals wieder haben werde?

Ich habe mich so angestrengt, tapfer zu sein, aber jetzt, wo ich unter dieser Bank liege, ganz allein und wer weiß wo, lasse ich meiner Niedergeschlagenheit doch freien Lauf. Ich bin einfach total erschöpft ... Meine Lider werden immer schwerer, und das Letzte, was ich sehe, bevor ich die Augen vollends schließe, ist der Mondstaub, der sich auf dem Gras niederlässt und es silbrig weiß färbt, wodurch die Welt noch fremder und geheimnisvoller wirkt.



## Noch acht Tage bis Weihnachten

Ich schrecke aus dem Schlaf hoch und bin kurz verwirrt: Wo bin ich? Warum liege ich nicht in meinem Bett in Veronicas und Richards Küche? Aber dann stürmen quälende Gefühle – Kälte, Hunger, Angst – auf mich ein und erinnern mich daran, wo ich bin und welcher nicht besonders geniale Plan mich hierhergeführt hat.

Ich hebe den Kopf und spähe argwöhnisch unter der Bank hervor. Es ist jetzt sehr dunkel; der Mond muss hinter den Wolken verborgen sein. Das weiße Zeug fällt nicht mehr vom Himmel, aber dafür bedeckt jetzt eine dicke Schicht davon, bauschig wie Richards und Veronicas Federbett, die Erde und dämpft die Gerüche und Geräusche der Welt. Das ist so schön, dass ich vorübergehend meine Sorgen vergesse und bloß die verzauberte Landschaft bestaune, bis ein grässliches, kreischendes Geheul die Stille zerreißt. Zu Tode erschrocken, stelle ich die Ohren auf: Was in Dreihundes Namen war das? Es klang

wie etwas Großes, Wildes – und Hungriges. Während ich mich noch tiefer unter die Bank schiebe, ertönt ein Antwortschrei, bloß viel näher. Starr vor Schreck, warte ich und suche im Dunkeln nach Anzeichen von Bewegung. Meine Nase wittert schwach, aber unverkennbar Gefahr und zuckt, doch abgesehen von meinem schnellen Hecheln ist wieder alles still. Ich zittere unbeherrscht – vor Kälte oder vor Angst? Mag sein, dass ich hier nicht zu sehen bin, aber ich komme mir genauso verwundbar vor wie draußen auf offenem Feld. Dieses schreckliche Geheul in der Dunkelheit macht mir deutlicher denn je bewusst, dass ich immer noch ein kleiner Welpen bin und ganz allein hier draußen. Es muss doch einen geschützteren Platz geben, an dem ich den Rest der Nacht verbringen kann, oder?

Ich kämpfe mich auf die Pfoten, plumpse aber sofort wieder hin. Ich bin ganz steif vor Kälte, und außerdem beherrsche ich meine Beine noch immer nicht ganz. Jedes Mal wenn ich denke, ich habe den Dreh raus, wachse ich wieder ein Stückchen, und plötzlich tun sie nicht mehr, was ich will. Mum hat immer gesagt, ich soll es langsam angehen lassen und Geduld haben, mit der Zeit würde ich schon in meinen Körper hineinwachsen. Bei dem Gedanken an sie fange ich gleich wieder an zu weinen. *Wenn Mum hier wäre, wüsste sie, was zu tun ist. Nein, so darfst du nicht denken. Du hast dich selbst in diese Lage gebracht; jetzt musst du auch selbst wieder herausfinden.*